Eine Grafentochter.

Roman von Josephine Gräfin Schwerin.

(2. Fortsetzung)

Die Gräfin lächelte, dankte Joachim für seine Freundlichkeit zu dem Knaben und lud ihn zu Tische. Der Graf begrüßte ihn wie einen alten Bekannten und er gab sich mit innigstem Wohlbehagen dem Eindruck dieses voll harmonischen Familienlebens hin.

Als er sich endlich empfahl, forderte ihn der Graf auf, so oft es ihm gefalle, wiederzukommen.

„Wir lieben es, wenn sich in unserem Hause, neben den größeren geladenen Gesellschaften, eine ungezwungene Geselligkeit entfaltet," sagte er, „und jeder Gast ist uns willkommen; ich bitte Sie, das nicht zu vergessen."

Joachim war durch diese Einladung keine besondere Auszeichnung zu Theil geworden, alle seine Kameraden, die im Dagot'schen Hause einen Besuch gemacht, hatten eine ebensolche erhalten; um 12 Uhr, an dem reichbesetzten Frühstückstisch sowohl, als um 5 Uhr zum Mittagessen, war die Familie selten allein; sicher aber vereinigte der Abend, wenn sie nicht selbst ausgebeten waren, einen größeren Kreis bei ihnen. So oft auch Joachim kam, er fand sie kaum jemals allein, Alter und Jugend, Damen und Herren, Geburts- und Geldaristokratie, Beamten- und Militärstand, mischten sich bunt durcheinander und immer gab es eine lebhafte und anregende Unterhaltung.

Trotzdem also Joachim kaum öfter das Dagot'sche Haus besuchte, als Wolfsberg, Frankenstein, Heritz und Andere, war seine Stellung zu demselben doch nicht die gleiche. Die Art, wie der Graf ihn empfing, wie die Gräfin ihm die Hand entgegenstreckte und Melitta ihn mit einem leichten Kopfnicken begrüßte, hatte, ohne irgendwie auffällig zu sein, doch etwas Vertrauliceres. Edwin schien da der Vermittler. Des Knaben Liebe für Joachim war unbegrenzt; kaum daß dieser das Haus betrat, so war er auch schon an seiner Seite und hatte allerlei Fragen und Mittheilungen für ihn. Joachim selbst liebte das frische, fröhliche Kind und ging gern auf seine [illegible], gelegentlich auch einmal auf seine Spiele ein und hatte stets eine Antwort [illegible] ihn bereit.

[illegible]dwin hatte sich denn auch von den [illegible]ltern die Erlaubniß erschmeichelt, Herrn von Steinitz besuchen zu dürfen, und wenn er glückstrahlend und lachend in sein Zimmer sprang, brachte er nicht nur einen Gruß von Papa und Mama, sondern meistens auch noch irgend eine Botschaft von Melitta, die, so unbedeutend und harmlos sie an sich auch immer war, ihn doch jedes Mal hoch erfreute.

4.

Einige Wochen waren hingegangen, nur Wochen; so beflügelt die Zeit auch für Joachim gewesen war, so dünkte es ihn doch viel länger. Wie weit hinter ihm lag das Leben in den beschränkten Grenzen seiner früheren Garnison; er meinte jetzt erst Freude, Genuß, recht eigentlich den Begriff des Lebens, das nicht nur Athmen ist, in sich aufgenommen zu haben, hier, wo alle Quellen des Daseins reicher strömten. Daß freilich all' dies volle Empfinden, dieses überfließende Bewußtwerden von Jugendkraft und Jugendmuth, von einem Mittelpunkt ausströmte, der Melitta hieß, das war ihm selbst ein Geheimniß. Er gab sich dem Augenblick mit seinem Vollgenuß hin, ohne nach dem Woher und Weshalb zu fragen.

Eines Abends, als er in schon ziemlich vorgerückter Stunde zu Dagot's kam, wurde ihm der Bescheid, die Herrschaften seien im Theater. Doch war der Dienerschaft der Befehl hinterlassen, etwaige Gäste zu ersuchen, die Rückkehr der Familie abzuwarten, da sie der Vorstellung nicht bis zum Schluß beiwohnen wollte.

Eine dramatische Plauderei ging heute zum ersten Mal über die Bühne, als deren ungenannten Verfasser man eine hochgestellte Persönlichkeit vermuthete, so hatten Dagot's wahrscheinlich nur diesen Einakter sehen wollen.

Joachim beschloß zu warten. Edwin schlief schon, so war er allein; eine Weile blätterte er in den umherliegenden Albums und Bildwerken, dann wurde er ungeduldig, durchmaß mit unruhigen Schritten die Zimmerreihe und trat endlich an's Fenster. Die Straße lag taghell erleuchtet vor ihm; in diesem vornehmen Stadttheil sah man um diese Stunde wenige Fußgänger, nur elegante Gefährte rollten hin und her. Er meinte die Dagot'schen Rappen, nun auch das Braun und Gold der Livreen von Kutscher und Diener zu erkennen, und nun hielt der Wagen. Der Diener öffnete den Schlag, ein Herr sprang rasch heraus — nicht der Graf, es war augenscheinlich ein junger Mann, eine elegante Figur in Civilkleidung, einen Pelz leicht um die Schultern geworfen; er bot Melitta die Hand, und auf seinen Arm gestützt, wartete sie, bis der Graf und die Gräfin den Wagen verlassen und dann zuerst das Haus betreten hatten.

Joachim fühlte, wie es ihm plötzlich heiß wurde und seltsam beklommen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn — Thorheit, was ging es ihn an, an wessen Arm Gräfin Melitta da die Treppe heraufkam. Er durfte sich an ihrer Schönheit, ihrem Liebreiz, ihrem Geist freuen — weiter nichts. Im nächsten Augenblick stand der Graf bereits vor ihm.

„Ah, Herr von Steinitz, willkommen," begrüßte er ihn, „es ist freundlich von Ihnen, daß Sie uns erwartet haben."

Ihm auf dem Fuße folgten die Damen, in Begleitung jenes Herrn.

„Mein Neffe, Graf Ulrich Dagot," stellte der Graf vor, „der uns heute früh durch sein Eintreffen überrascht hat, Lieutenant von Steinitz."

Man ging zu Tische und bald war eine ungezwungene und lebhafte Unterhaltung im Gange. Joachim erinnerte sich, daß ihm Wolfsberg damals, als er Melitta noch nicht kannte, gesagt hatte, man vermuthe in diesem Vetter den ihr bestimmten Bräutigam. Der Gedanke lag nahe; doch hätte auch das schärfste Auge in dem Benehmen der Beiden keine näheren Beziehungen oder wärmere Empfindungen zu entdecken vermocht. Melitta war unbefangen, heiter und freundlich auch zu Graf Ulrich; dieser bewies ihr die Aufmerksamkeit, welche jeder gebildete Mann einer Dame, zumal wenn sie ihm verwandt ist, schuldet.

Joachim erfuhr im Laufe des Gesprächs, daß den Grafen Geschäfte nach der Hauptstadt geführt hätten. Auch auf seinen Gütern befanden sich große Fabriken, die er zu erweitern gedachte; das Engagement der nothwendigen leitenden Persönlichkeiten, der Ankauf von Maschinen und die Anknüpfung neuer Geschäftsverbindungen bildeten, wie er sagte, den Zweck seiner Reise. Es wurden dabei einige Zahlen, in Hinsicht auf Einnahmen und Ausgaben, genannt, deren Höhe Joachim schwindeln machte, während sie für den Grafen Dagot nichts Ungewöhnliches zu bedeuten schienen.

Einen Augenblick lang erdrückte ihn das Gefühl der eigenen Armuth gegenüber diesem gewaltigen Besitz, im nächsten hob er das Haupt umso höher. Jenen war durch ihren Namen und ihr Vermögen eine Stellung in der Gesellschaft angewiesen, sie selbst könnten Nullen sein, ihr Besitz würde durch die Ziffer das ersehen, und die Menge würde sich vor ihnen beugen, ihnen schmeicheln. Der arme Lieutenant von Steinitz dagegen mußte sein eigenes Selbst einsetzen, um sich einen Platz in der Welt, die Anerkennung der Menschen zu erwerben, was er galt, galt er nur durch sich selbst. Wenn die Dutzendmenschen, jene schnöde Menge, die nur dem Schein huldigt, sich vor Zahlen beugte und von der Macht des Goldes blenden ließ, er that es nicht, er sah im Menschen nur den Menschen. Wenn dieser Graf Ulrich ihm durch seine Millionen zu imponiren, ihn wohl gar aus seiner Freundesstellung in diesem Hause zu verdrängen glaubte, so sollte er sich geirrt haben.

„Wollen Sie nicht die Gnade haben, mir zu berichten, welchen Eindruck die heutige Neuheit im Theater auf Sie gemacht hat?" wandte er sich plötzlich an Melitta, damit den Faden der Unterhaltung energisch durchschneidend. „Verstehi die hohe Hand ebenso geschickt das Menschenleben da zu packen, wo es interessant ist, als ein feines diplomatisches Gewebe zu spinnen?"

„O, es ist ja durchaus nicht erwiesen, nicht mehr als ein on dit, daß Derjenige, auf den Sie anspielen, der Verfasser des Stückes ist," bemerkte der Graf.

„Oh weh, das ist schon eine Kritik," scherzte Joachim, „das Stück hat Ihnen nicht gefallen, so gebietet Ihre Loyalität Ihnen, zu beanstanden, was doch nur ein öffentliches Geheimniß ist."

Der Graf lächelte. „Sie irren, im Gegentheil, ich bin außerordentlich davon befriedigt. Es ist eine geistvolle Plauderei, der man während einer halben Stunde gern zuhört."

Die Damen stimmten lebhaft zu und auch Graf Ulrich versicherte, sich vortrefflich unterhalten zu haben.

„Das Geistvolle in einer unbedeutenden Kleinigkeit hat Sie gefesselt," rief Joachim, „nicht die Macht der Handlung — es ist ja eben nur eine Scene, eine dramatische Kleinigkeit — sondern der Geist, der sie durchleuchtete. Er hat sich auch hier wieder als der siegende Held bewährt und er ist es, der unserem materiellen Zeitalter zum Trotz, doch immer wieder das Feld zurückerobern und behalten wird."

Graf Ulrich lächelte. „Ohne im Ganzen dieser Huldigung des Geistes entgegentreten zu wollen, scheint mir doch die in Rede stehende Thatsache nichts zu beweisen; die Folgerung, die Sie daraus ziehen, daß gebildete Menschen mit Behagen einen geistreich pointirten Dialog anhören, ist zum Mindesten etwas kühn."

„Eine Thatsache von tausenden," erwiderte Joachim rasch. „So sehr unsere Zeit in den materiellen Interessen aufzugehen scheint, wenn an irgend einer Stelle der Geist Funken sprüht, zündet er sofort."

Ulrich zuckte die Achseln. „Ich kann diese materielle Richtung nicht so verpönen, als Sie es zu thun scheinen, Herr von Steinitz. Sie hat uns in der Menge der Erfindungen und den technischen Fortschritten viel Nutzen gebracht."

„Zugleich aber einen Drang nach Erwerben und Gewinnen, der jedes höhere Element niederhält."

„Doch nicht so ganz, denn meiner Ueberzeugung nach ist gerade in dem materiellen Besitz die Möglichkeit geistigen Aufschwungs geboten; wo er fehlt, wird es nur den Wenigsten gelingen, sich aus den kleinlichen Anforderungen, die das tägliche Leben gebieterisch stellt, mit ihrem Denken und Wollen zu lösen."

„Doch, meine ich, Herr von Steinitz hat Recht," mischte sich Melitta in das Gespräch, „es ist die Aufgabe des Menschengeschlechts, sich aus dieser nüchternen Alltäglichkeit, wie sie sich aus Essen und Schlafen, Erwerben und Genießen zusammensetzt, heraus zu retten, den Geist und das ideale Streben, das zu allem Großen und Hohen emporfliegt, in sein urewiges Recht einzusetzen. Dazu soll jeder Einzelne helfen."

„Liebe Melitta, es ist sehr leicht, sich solchen beschwingten Wünschen und Träumen hinzugeben," entgegnete Ulrich mit einem ironischen Lächeln, „wenn man, mit Spitzen und Diamanten geschmückt, eben eine Hummermajonnaise speist und ein vortreffliches Gläschen Wein dazu trinkt."

Melitta erröthete und biß sich auf die Lippe, Joachim aber nahm rasch das Wort zu der Bemerkung:

„Das eben war wohl Gräfin Melittas Meinung, daß für jeden Menschen das Nothwendige geschafft werden soll, was ihm einen freien Geistesaufschwung gestattet, was allerdings nicht in Spitzen, Juwelen und Hummermajonnaise, aber doch in genügender Kleidung und Wohnung besteht."

„Wohin die Herren die Debatte über ein harmloses Lustspiel geführt hat," fiel die Gräfin in heiterem Ton ein, „auf ein Thema, das sich schwerlich so gelegentlich als ein Tischgespräch abthun läßt."

Sie hatte sich unterdeß mit einer freundlichen Kopfneigung gegen die Anwesenden erhoben und fuhr, zu Ulrich gewandt, fort:

„Ich wünsche lieber Dein Urtheil über die jugendliche Liebhaberin zu hören, die Du früher noch nicht gesehen hast. Wie findest Du ihr Spiel und ihre Auffassung?"

Während die Gräfin und Ulrich in das Nebenzimmer vorangingen und der Graf dem Diener noch einen kurzen Befehl gab, sagte Melitta zu Joachim: „Meines Vetters Aeußerung machte mich verstummen, sie klang so richtig, aber dennoch habe ich die Ueberzeugung, daß nicht nur der kleine Theil der Reichen das Vorrecht hat, den Geist zu einem idealen Fluge zu erheben, sondern daß dies das schöne Recht der ganzen Menschheit ist. Wir bleiben in diesem Glauben Verbündete, nicht wahr?"

„Gewiß, wie in allem Großen, Hohen und Schönen," erwiderte er.

Er hatte in diesem Augenblick das Gefühl eines Siegers, der eine Schlacht gewonnen hat, ihm war es, als ob er der Menschheit thatsächlich ein verlorenes Gut wiedergewonnen habe. Daß er selbst bisher—und in den letzten Monaten mehr denn je zuvor—zu jener bevorzugten Minorität gehört hatte, deren Graf Ulrich erwähnt, hatte er so ziemlich vergessen.

Am nächsten Tage schlenderte er, nachdem er seinen Dienst beendet, wohlgemuth durch die Straßen. Der Himmel war von einer durchsichtigen Bläue, die frische, belebende Winterluft that ihm wohl, das bunte Hin und Her auf den Straßen übte heute einen absonderlichen Reiz auf ihn, er hätte sich nicht entschließen können, in seine Wohnung zurückzukehren. Er war zweck- und ziellos hierhin und dorthin gegangen und hatte eben beschlossen, noch auf eine Stunde das Café Bernau zu besuchen, wo er sicher sein konnte, einige Kameraden zu treffen, als sein Blick an dem Schaufenster einer Kunsthandlung haften blieb. Ein Bild interessirte ihn, er trat näher heran und blieb einen Augenblick stehen. Als er sich umwandte, berührte er wider seinen Willen unsanft einen unterdeß hinter ihm herangetretenen Herrn.

„Pardon," sagte er, die Hand an die Mütze legend. Der Herr lüftete seinen Hut, und Joachim wollte bereits an ihm vorüber, als er noch einmal schärfer hinsah, die Züge waren ihm so bekannt vorgekommen. Er wandte sich halb um und sagte: „Herr Haftner, wenn ich nicht irre?"

„Sie erkennen mich wirklich, Herr von Steinitz?" erwiderte der Andere.

„Ich war nicht ganz sicher, der volle Bart verdeckte halb Ihr Gesicht, und doch meinte ich mich nicht zu täuschen. Es freut mich, daß auch Sie mich erkennen."

„O, ohne Besinnen, sogleich als ich Sie das erste Mal hier sah. Ich bin Ihnen nämlich bereits des Oefteren begegnet."

„Und sind an mir vorübergegangen? Das war nicht recht von Ihnen."

Haftner zuckte die Achseln. „Ich konnte ja nicht wissen, ob sich Lieutenant von Steinitz gern der Bekanntschaft mit einem Bürgersohn erinnert. Einer Zurückweisung mochte ich mich nicht aussetzen."

„Noch immer der alte Stolz und die alte Abwehr gegen den Adel," lachte Joachim—das fröhliche, warme Lachen, das ihm so schnell die Herzen eroberte. „Wie lange ist es nur her, daß wir uns zuletzt sahen? Und welchen Titel darf ich Ihnen geben?"

„Am besten gar keinen Titel," lautete die ziemlich schroffe Antwort, „ich bin einfach Fritz Haftner geblieben. Im Uebrigen habe ich es bis zum Architekten gebracht und habe so viel zu thun, daß ich einen bescheidenen Hausstand führen kann."

„Sie sind verheirathet?"

„Nein, ich habe bisher noch keine Lust dazu verspürt; ich lebe mit meiner Mutter zusammen."

Vor Joachim stand deutlich das Bild der Frau mit dem starrknochigen Gesicht und den kalten, strengen Augen, gegen die er stets eine starke Abneigung gehabt hatte. Fritz Haftner war der Schulkamerad seines Bruders Leo gewesen und als solcher öfter im Steinitz'schen Hause, da der begabte Knabe dem bei Weitem schwächer beanlagten Leo oft Hilfe bei den Schularbeiten geleistet hatte. Obgleich er Leos Altersgenosse und um mehrere Jahre älter als Joachim war, so hatte er sich doch damals lieber zu diesem als zu Leo gehalten, da er diesen geistig unbedeutenden Knaben ziemlich übersah. Joachim hatte sich damals durch diese Bevorzugung geschmeichelt gefühlt und sich an Fritz angeschlossen, obgleich die kalte und schroffe Natur des Knaben seinem weichen, warmherzigen und heiteren Wesen wenig entsprach. Doch hatte er es immer gern vermieden, das Haftner'sche Haus zu besuchen, da ihm die eisig kalte, harte Art von Haftners Mutter, deren dunkle, große und weit geöffnete Augen schonungslos auf den Grund der Seele zu sehen schienen, ebenso viel Furcht als Widerwillen einflößte. Die Abneigung war eine gegenseitige; der beschränkte Stolz der Bürgerfrau — ihr Gatte war Uhrmacher gewesen — hatte ihr niemals ein freundliches Wort oder auch nur einen freundlichen Blick an die „adligen Jungen", wie sie wegwerfend sagte, gestattet. Als Fritz die Schule verlassen, hatte ihn Joachim aus den Augen verloren, und als er dann selbst in den Militärstand getreten war, kaum mehr an ihn gedacht. Nun aber freute ihn die Begegnung wirklich, die ihm plötzlich seine ganze frohe Kindheit in's Gedächtniß rief.

„Also Ihre Mutter lebt auch hier," sagte er, „wie deutlich sie mir vor Augen steht, sie und die ganze Schulzeit. Wir müssen noch die alten Erinnerungen austauschen und Sie müssen mir erzählen, wo und wie Sie alle die Jahre gelebt haben. Ich bin eben auf dem Wege nach dem Café Bernau, Sie begleiten mich, nicht wahr?"

„Ich bedaure —"

„O, Sie haben keine Zeit?"

Haftner fuhr sich mit der Hand über seinen dunkeln Vollbart, der das ironische Lächeln nur halb verdeckte.

„Nicht das; ich besuche nur dergleichen aristokratische Lokale grundsätzlich nicht."

„Ah—als mein Gast?"

„Auch so nicht."

Die schroffe Abweisung reizte nur Joachims Lachlust.

„Wissen Sie, solche Grundsätze würden mir recht unbequem sein; ich behelligte mich mit dergleichen nie. Mir ist's aber gleich, wir gehen dann in meine Wohnung, die freilich mit Bernau nicht wetteifern kann."

Haftner fühlte sich, ein wenig gegen seinen Willen, von Joachims froher, herzlicher Art angezogen und ging mit ihm.

Bald stand eine Flasche Wein zwischen ihnen, und in bester Laune, von seinem herzlichen Lachen begleitet, frischte Joachim allerlei Schülererlebnisse auf. Dann mußte ihm Haftner erzählen.

Der begabte Jüngling hatte mit unermüdlichem Eifer seine Studien durchgemacht, und da die geringen Mittel der Mutter zu denselben nicht ausgereicht hatten, daneben Stunden gegeben und sich nicht leicht durch das Leben geschlagen. Vor Jahr und Tag hatte er das Baumeistereramen gemacht und erfreute sich jetzt bereits einer guten Beschäftigung.

Joachim hatte ihm mit Interesse zugehört, und eine Art von Bewunderung für den Mann, der sich mittellos, mit starkem Willen selbst seinen Weg gebahnt hatte, erfüllte ihn.

„Wie klug von Ihnen, daß Sie in der Residenz geblieben sind," sagte er, „hier pulsirt das Leben doch anders, als in der Provinz, mir ist es, als ob ich erst seit den Monaten meines Hierseins wirklich lebe—wie heiter, freundlich und bunt ist das Bild, welches jeder Gang durch die Straßen dem Auge darbietet, welch' ein anderer Ton und Geist beherrscht die Geselligkeit, wie erweitert sich der Blick!"

Haftner zuckte die Achseln. „Ich habe einen anderen Eindruck von diesem übertriebenen Luxus, diesen raffinirten Genüssen des großstädtischen Lebens, deren Gegenbild die nackte Entbehrung, das grenzenlose Elend sind, die sich hinter der prunkenden Außenseite dieser Paläste, in öden Gassen und Winkeln verbergen. Ich bin nur hier geblieben, weil eben der beste Erwerb hier zu finden war. Gelegentlich einmal, wenn sich mir anderswo ein Arbeitsfeld eröffnet, verlasse ich die Stadt und werde es gern thun."

„Sie sind ein Original!" rief Joachim, halb erstaunt, halb belustigt.

„Traurig genug, daß heutzutage der für ein Original gilt, der sich nicht mehr von dem glänzenden Scheine blenden läßt."

„Mein Gott, Ihrem Auge, dem Auge des Architekten, muß es doch zum Beispiel Freude machen, diese Paläste, diese wundervollen Gebäude zu sehen."

„Ich baue lieber schlichte Arbeiterwohnungen, die den von Noth und Elend geplagten Leuten ein gutes Unterkommen gewähren," meinte Haftner.

Joachim schüttelte den Kopf. Es lohnte sich nicht, mit diesem absonderlichen Menschen zu streiten. Er stand auf und holte eine Cigarrenkiste hervor.

„Sie rauchen doch? Bitte, hier ist Feuer."

Er schob ihm ein Feuerzeug und einen eleganten Aschebehälter hin.

Haftner bediente sich und sagte, während er die Cigarre anzündete: „Nun aber, denke ich, wäre es an Ihnen, zu erzählen, von Ihrem Bruder Leo und von sich selbst."

„Leo," entgegnete Joachim, „ist ein Mustermensch, er ist immer zufrieden, macht keine Schulden, ist pünktlich im Dienst, ein Vorbild für seine Untergebenen und ein Labsal seiner Vorgesetzten; er geht mit seinen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen niemals über die Grenzen hinaus, welche ihm Vernunft und Verhältnisse ziehen. Er ist der Stolz meines Vaters und wird uns Geschwistern stets als nachahmenswerthes Beispiel aufgestellt. Das ist Leos kurze und befriedigende Lebensgeschichte."

Haftner lächelte. „Und Sie? Sie waren, als ich die Schule verließ, noch Sekundaner."

„Ich? Nun, ich war und bin in keiner Weise ein Musterknabe. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich damals lebhaft wünschte zu studiren. Meine Mutter, die viel von meinen Anlagen hielt, unterstützte diesen Wunsch, doch mein Vater dachte anders. Er hatte tausend Gründe für einen dagegen, und ich wurde ebenfalls Officier. Ich habe es bisher auch nicht bedauert; unser Stand bietet ja unzählige Vortheile, und die engen Grenzen, die der Mittellose sich gesteckt sieht, würden mich ja überall umgeben. Ich stand bis vor drei Monaten in G., dann wurde ich durch ein Commando hierher bevorzugt und fühle mich jetzt wie der Fisch im Wasser. Es erfaßt mich ein leises Grauen, wenn ich daran denke, in zwei Jahren wieder in das alte Nest zurück zu sollen, in dem mich schauderhafte Langeweile angähnt; doch ich verbittere mir nicht die Gegenwart mit solchen elegischen Gedanken, bis dahin—giebt's vielleicht einen Krieg, man ist todt geschossen oder wer weiß was sonst."

Haftner erhob sich. „Meine Zeit ist um. Es ist mir eine Freude gewesen, Ihnen einmal zu begegnen," sagte er.

Joachim drückte ihm herzlich die Hand. „Mir ebenfalls, ich hoffe, wir sehen uns nun öfter."

„Schwerlich, unsere Wege laufen in dieser großen Stadt wohl sehr weit auseinander."

„Vielleicht—doch hoffe ich, Sie suchen mich direkt wieder auf," erwiderte Joachim und setzte lächelnd hinzu: „Wenn Sie das Café Bernau nicht abgeschworen hätten, würde ich sagen: dort treffen Sie mich ziemlich regelmäßig zwischen fünf und sechs Uhr. Sonst muß ich Sie bitten, den Weg bis zu meiner Wohnung zu machen."

Haftner erwiderte einige höfliche Worte und ging dann mit dem Entschluß, nicht wiederzukommen, da er überzeugt war, daß Joachim ihm keinen Besuch machen werde.

Doch schon nach einigen Tagen fand er zu Hause seine Karte, und nun geschah es doch, daß sie sich bisweilen wiedersahen. Vielleicht war es gerade die Verschiedenheit ihrer Charaktere, die sie gegenseitig anzog. Haftner fühlte eine Art mitleidigen Wohlwollens mit dem jungen Manne, der schön beanlagt war und doch, wie ihn dünkte, in dem Strome oberflächlicher Freuden und Vergnügungen so lange fortschwamm, bis er darin versinken würde. Schade um ihn! sagte er sich, aber ihm gefiel diese unbekümmerte Fröhlichkeit, die fraglos genoß, was der Tag bot. Joachim aber interessirte ein Mensch, der in Allem das Gegentheil von ihm selbst war, der ihm durch seine Ruhe, seine Energie, sein scharfes Urtheil, auch selbst, wo es das traf, was ihm lieb und angenehm war, imponirte. Er ist wie ein scharfes Gewürz, das von Zeit zu Zeit den Appetit reizt und dann weniger pikante Speisen um so wohlschmeckender macht — so charakterisirte er ihn.

5.

In der Familie des Grafen Dagot war seit Jahren Graf Ulrich als Melitta's zukünftiger Gatte angesehen worden. Es hatte stets ein freundliches, beinahe geschwisterliches Verhältniß zwischen Beiden bestanden und deshalb war der Mangel bräutlicher Zärtlichkeit nicht aufgefallen. Es lag so viel Natürlichkeit darin, daß die beiden Linien der Familie sich durch diese Heirath verbanden. Hohenfichte war Majorat, und wenn auch das in dasselbe nicht einbegriffene Vermögen des Grafen groß genug war, um Melitta's Zukunft auch an der Seite eines weniger vermögenden Mannes sicher zu stellen, so war es dem Vater doch ein lieber und niemals angezweifelter Gedanke, die Tochter als Gattin des Grafen Dagot auf Lohren, in den ihr von der Geburt her gewohnten Verhältnissen weiter leben zu wissen. Es hatte Alles so fraglos und selbstverständlich geschienen; das herzliche Verhältniß zwischen Ulrich und Melitta war so unverändert von den Kinderjahren in die späteren übergegangen, daß den Eltern nie der Gedanke gekommen, es könne auch einmal anders werden, die Liebe könne mit einem Machtwort Melitta's Lebensbahn von diesem sicheren Ziele ablenken. Ein entscheidendes Wort war freilich bisher noch nicht gesprochen und es war ihnen recht so, mochte die Tochter noch einige Jugendjahre in voller Freiheit genießen.

Graf Dagot hatte auch in Hohenfichte ein großes Haus gemacht, es war fast niemals leer von Gästen, und die dort bewiesene Gastfreundschaft war eine wahrhaft fürstliche. Dennoch war es stets seine Absicht gewesen, Melitta noch in die Residenz zu führen, ihr die Freuden des großstädtischen Lebens für einige Monate zu gönnen. Da geschah es, daß in dem Hohenfichter Schloß, wie das dortige Wohnhaus allgemein, und nicht mit Unrecht, genannt wurde, Feuer ausbrach. Dasselbe wurde zwar bald gelöscht, nur ein Theil des linken Flügels war zerstört; doch der Graf benutzte diese Gelegenheit, um einen längst geplanten großen Bau in Angriff zu nehmen. Das altmodische, finstere, winklige Gebäude sollte vollkommen erneuert, die Portale, Eckthürme und Verzierungen in dem, dem ursprünglichen Bau entsprechenden gothischen Stil hergestellt werden, der nur durch spätere Erneuerungen und Anbauten zur Unkenntlichkeit verunziert war.

So übersiedelte die Familie nach der Hauptstadt, nicht auf einige Monate, wie es früher beabsichtigt war, sondern gleich mit dem Plan, anderthalb oder zwei Jahre zu bleiben, denn so viel Zeit würde die Vollendung des Baues in Anspruch nehmen. Daß hier dem mit so viel Ruhe und Sicherheit angesehenen Heirathsprojekt Gefahr drohen könne, glaubte Niemand, und anfangs hatte es ja auch geschienen, als ob Melitta alle ihr dargebrachte Huldigungen nur wie etwas Selbstverständliches hinnehme, ohne daß ihr Herz auch nur einen Schlag mehr thäte.

Da war Joachim gekommen, und auch jetzt waren Wochen hingegangen, in denen die Eltern ahnungslos geblieben waren. Sie kannten eben Melitta's unbefangenes Wesen, das sich nicht scheu oder schüchtern zurückhielt, ihnen selbst gefiel Joachim, und so fanden sie es nur begreiflich, daß auch sie ihn vor Anderen bevorzugte. Der mütterliche Scharfblick der Gräfin war es, der zuerst ein Mehr entdeckte. Es lag ihrem zärtlichen Herzen fern, die Tochter zu einer Heirath mit Ulrich zwingen oder überhaupt eine mächtige Liebe gewaltsam unterdrücken zu wollen; aber sie sah mit klarem Blick die Gefahren, die in einer den äußeren Verhältnissen nach so ungleichen Ehe drohen, und — sie hatte Ulrich lieb, es lag für sie noch kein Grund vor, einen Lieblingswunsch aufzugeben. Sie war eine zu kluge Frau, um durch Worte vorzeitig etwas zu wecken, was vielleicht noch still und unbewußt im Herzen schlummerte, oder wohl gar einen Widerstand zu erregen, der nur den Werth des Verweigerten erhöht. Sie schrieb einfach an ihren Neffen Ulrich und schlug ihm vor, auf einige Zeit nach der Hauptstadt zu kommen.

„Es würde mir, und ich denke nicht nur mir allein, eine Freude sein, Dich wiederzusehen," schrieb sie. „Es sind sechs Monate vergangen, seit Du uns zuletzt hier besuchtest. Kommst Du, lieber Ulrich, so ist es eben Dein freier Wille, Niemand braucht es zu erfahren, daß ich den Impuls dazu gegeben. Du wirst begreifen, daß Dein Besuch dann einen anderen und erfreulicheren Eindruck macht."

Eine Woche später traf Graf Ulrich ein. Er wurde auf das Freundlichste von seinen Verwandten empfangen und Melitta schien ihm durchaus dieselbe, die er vor einem halben Jahr verlassen: herzlich und heiter, keine Wolke lag auf dieser klaren Stirn — was hatte die Tante nur gewollt? Denn daß diese Einladung, von der Keiner sonst erfahren sollte, einen Zweck hatte, daran zweifelte er keinen Augenblick.

Man frühstückte in dem Dagot'schen Hause nicht gemeinsam; Jeder erhielt das Frühstück zu der von ihm bestimmten Stunde auf sein Zimmer. Graf Ulrich war spät aufgestanden; er hatte, wie jedes Mal nach einer Reise, eine schlechte Nacht gehabt und war erst gegen Morgen eingeschlafen. Er hatte sein Frühstück noch nicht ganz beendet und gab sich dem Genuß einer vortrefflichen Cigarre hin, als nach einem leisen Klopfen der Diener mit der Meldung eintrat, die Frau Gräfin ließe den Herrn Grafen auf ihr Zimmer bitten.

Ulrich legte die Cigarre fort, leerte rasch seine Tasse und vertauschte den bequemen Hausrock, den er trug, mit einem eleganten Ueberrock. Er trat vor den Spiegel, fuhr noch einmal mit der Bürste über das Haar und den wohlgepflegten Bart und schob die Manschetten zurecht. Er war zu sehr Gentleman, um anders als in tadellosester Toilette vor einer Dame, zumal seiner Tante, zu erscheinen. Dann ging er die Treppe — er wohnte im zweiten Stock — hinunter.

„Melden Sie mich der Frau Gräfin," sagte er dem im Vorzimmer befindlichen Diener.

Eine Sekunde später stand er in dem Zimmer seiner Tante. Die noch immer schöne Frau, die gerade in dem dunklen einfachen Morgenanzug, in der prunklosen und doch echt vornehmen Umgebung dieses Zimmers den imponirendsten Eindruck machte, reichte ihm freundlich die Hand entgegen.

„Willkommen, lieber Ulrich, verzeihe, daß ich Dich aus der behaglichen Ruhe des Frühstücks aufstörte, aber ich trug Verlangen nach einem traulichen Plauderstündchen mit Dir, für das sich im späteren Tageslauf wohl kaum mehr Gelegenheit findet. Willst Du nicht Platz nehmen?" Sie wies auf einen ihr gegenüber stehenden Sessel. „Und nun erzähle mir von Dir, Ulrich, wie Du in diesen sechs Monaten gelebt hast."

„Da ist wenig zu erzählen, liebe Tante," meinte er, „Du weißt, an Arbeit fehlt es mir nicht und im Uebrigen habe ich regen Verkehr mit der Nachbarschaft und der Stadt gepflogen, das bietet eben nichts Mittheilenswerthes."

Die Gräfin fragte nach Diesem und Jenem, den auch ihr bekannten Persönlichkeiten, kam dann auf die eigenen Umgangsbeziehungen zu sprechen und theilte ihm Dies und Das aus den Erlebnissen der letzten Monate mit.

„Du siehst, daß es uns nicht an Abwechselungen gefehlt hat," fuhr sie fort, „ich habe mich hier und da einmal in die Stille von Hohenfichte zurückgesehnt, aber immerhin giebt es des Anregenden und Schönen viel, eine Fülle reicher Bilder, die wir später in unsere ländliche Beschaulichkeit mitnehmen werden. Für uns gereifte Menschen, d. h. für meinen Mann und mich, sind das eben nur vorüberziehende, bunte Bilder, die keinen nachhaltigen Eindruck auf das eigentliche Ich machen. In der Jugend ist es anders — kann es anders sein, und deshalb wünschte ich Dein Kommen, lieber Ulrich."

„Sprichst Du von Melitta?"

Die Gräfin nickte.

„Ich habe sie so unverändert offen und herzlich, frisch und ursprünglich gefunden," fuhr er fort, „daß ich mich fragte, ob ich nicht das Ungesagte in Deinem Brief mißverstanden hätte."

„Wenn Du irgend welche ernste Bedenken oder einen Vorwurf gegen Melitta darin zu entdecken glaubtest—gewiß. Nun—sieh, Ulrich, ihr ungeprüftes Herz gehört Dir, sie kannte keinen Mann, dem sie unbedingter vertraut, dem sie dereinst freudiger angehört hätte als Dir, jetzt hat es mir scheinen wollen, als ob ihr Herz sich von Dir verirren könnte, auf Bahnen, die—abgesehen davon, daß unsere liebsten Hoffnungen zerstört würden, auch nicht zu ihrem Glück führten. Nicht daß Melitta jemals ihre Liebe, ja auch nur eine flüchtige Neigung, einem Unwürdigen zuwenden könnte, davor schützte sie ihr reines, stolzes Herz, ihr klarer Verstand, doch es gibt auch äußere Verhältnisse, die nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Es schien mir wünschenswerth, daß Du hierher kamst, daß Melitta Dich wiedersah und sich von Neuem bewußt wurde, daß Du sie liebst —"

„Und wer ist es, der es wagt, mich aus Melittas Herzen verdrängen zu wollen?" fragte Ulrich grollend.

Die Gräfin legte mit einem liebenswürdigen Lächeln den Finger auf die Lippen.

„Halt, mon chér, so thöricht werde ich nicht sein, Dir einen Namen zu nennen; Eifersuchtsscenen dürfen unter keinen Umständen aufgeführt werden. Sollst Du nicht wissen, daß gerade der Widerstand ein vielleicht noch halb schlummerndes Gefühl weckt? Du bist hier und nun sieh, daß Du Melittas Herz voll und ganz gewinnst. Mein mütterlicher Segen ist mit Dir, mein geliebter Sohn."

Sie reichte Ulrich die Hand, die dieser an seine Lippen zog.

Er kehrte nachdenklich in sein Zimmer zurück. Er war nicht ein Mann, der im Stande ist, sich durch zärtliche Huldigungen und Aufmerksamkeiten das Herz eines Mädchens zu gewinnen. Er liebte Melitta, gewiß, wenn auch ohne Leidenschaft, und hatte in ihr stets seine Braut gesehen, schon damals, als er ihr an ihrem Einsegnungstage den Strauß von Rosen, Orangenblüthen und Myrthen aus seinen eigenen Treibhäusern mitgebracht hatte.

„Der sieht ja aus, als ob er für eine Braut wäre," hatte sie, vor Freude erglühend, gesagt.

„Ich denke, er ist auch für eine, das heißt für meine Braut," war seine Antwort gewesen.

Da war sie noch mehr erröthet und hatte ihm schweigend, mit einem offenen Blick in seine Augen, die Hand gereicht.

6.

Joachim war das Alleinsein eine Wohlthat; er hatte es kaum vermocht, vor dem Knaben, welcher ihn am nächsten Tage besuchte, seine Aufregung zu verbergen; er zürnte sich selbst; was hatte er denn durch den plaudernden Kindermund gehört, was er nicht längst gewußt hatte! Melitta würde sich verloben—wie konnte es anders sein? So viel Jugend, Schönheit und Anmuth konnte ja nicht ungeliebt bleiben, sie vor Allen, mehr als irgend ein Weib sonst, war berufen, ihre Bestimmung: zu lieben und geliebt zu sein, zu